

Vorkriegszeit und Erster Weltkrieg im Spiegel der Briefe und Postkarten von Zivilisten und Soldaten

Karl Volk

Zur Art der Quellen und der Ergiebigkeit ihrer Aussagen

An diese Geschichtsquellen – aufbewahrte Feldpostkarten und mitunter kurze Briefe aus den Jahren 1900 bis 1918 – dürfen wir nicht zu hohe Erwartungen richten. Briefe und Karten sind kein Tagebuch und keine Autobiographie. Hinzu kommt: Die Schrift ist auf mancher Karte nicht leicht, auf einigen gar nicht mehr zu entziffern. Das Schreibmaterial war meist der Bleistift, gewöhnlich mit schwacher Färbung, die Schrift jeweils winzig, das Papier vergilbt. Erstaunlich ist dabei, dass drei Generationen auf dem „Schafberg“ in Gremmelsbach die Karten und Briefe als Dokumente der Familiengeschichte aufbewahrt haben, das sind annähernd 120 Jahre. Schreiber oder Empfänger ist in der Hauptsache mein Großvater Anton Läufer (1883–1960), Bauer und Holzhauer, nach der damaligen Einteilung Besitzer eines Gewerbebetriebes, zwar des an Fläche größten im Dorf, aber es bedeutete, dass der Eigentümer sich nach einem zusätzlichen Gewerbe umsehen musste, um seine Familie ernähren zu können. Dem heutigen Betrachter springt in die Augen, wie akkurat fast ohne Ausnahme das Schriftbild ist und wie fehlerfrei die Rechtschreibung, was belegt, welchen Wert die damalige „Volksschule“ auf eine exakte Schreiberziehung legte. Mit Bedauern muss der spätere Forscher allerdings auch



Abb. 1: Anton Läufer
hintere Reihe
3. von links, und
Wendelin Fehrenbach
aus Gremmelsbach,
vorderste Reihe links



Abb. 2: Anton Läufer um 1930



Abb. 3: Unterer Schafberg „Läuferhof“ im Urzustand

feststellen, dass der Absender nicht immer mit seinem Namen, geschweige denn mit seinem Vornamen unterschrieb, der Empfänger freilich wusste ja, wer schrieb.

Erlebnisse wurden nur bruchstückhaft oder sehr allgemein wiedergegeben, Die Verfasser waren in der Regel keine Sprachmeister, im Falle der Soldaten war ihr Zustand der der Erschöpfung in Müdigkeit und Hunger, ihr „Schreibtisch“ im Schützengraben das Knie, die Gelegenheit ist die Zeit nach Märschen und zwischen Schlachten oder in tagelangem unbeweglichem Ausharren in Erdlöchern, in ständiger Ungewissheit, mit dem Leben davonzukommen, und nur mit dem einen Wunsche, gesund die Heimat wiederzusehen. Das bestimmt auch die Methode der Interpretation. Was bedeutet eine Mitteilung eines Frontsoldaten an die Angehörigen, er verbringe Tage in feuchtem Boden? Möglicherweise mit „Kameraden“, die keine waren, wenn wir auch von Kameradenschinderei hier nichts finden. Erst die Nachwelt weiß es: schwere Krankheiten und früher Tod waren oft die Folge. Kriegsoffer, Witwenschaft, Fabrikarbeit für die Ehefrau, Halbwaisen. Ein verkorkstes Leben.

Es fällt auf, dass keiner von einem Blutausch berichtet, keiner ist vom Hass gezeichnet, weder auf den Feind in Sichtweite noch auf die Reichsleitung in Berlin oder die Generalität, die man für den Schlammassel hätte verantwortlich machen können. Überhaupt kein Gedanke an Politik, kein Gedanke an die „Kriegsschuldfrage“, nach dem, was getan werden müsste, dass derartiges nie mehr geschieht, keine Überlegungen, keine Pläne, nicht einmal für die eigene Zu-

kunft. Auch dies: In einer Zeit, da die Religion im Leben und Denken vieler eine überragende Rolle spielte, die Kirche Volkskirche war, im Schützengraben angeblich keine Atheisten zu finden waren, wurde das eigene Gebet oder der Dank für das Gebet der Angehörigen zu Hause um Rettung aus allen Gefahren nicht erwähnt.

Eng war der Horizont der Schreiber, kein Wunder bei den damaligen Informationsmöglichkeiten und der drohenden Kontrolle der Korrespondenz durch die staatlichen Instanzen. So treten persönliche Schicksale, Nöte, Anliegen und Hoffnungen von (Front-)Soldaten und Familien zu Hause in den Blick, in wie vielen der Wunsch nach Frieden und glücklicher Heimkehr! Unerwähnt bleiben die deutschen politischen und militärischen Führer Wilhelm II., Bethmann Hollweg, Hindenburg oder Ludendorff, von den „feindlichen“ ganz zu schweigen. Unerwähnt bleibt die Parole „Mit Gott für Kaiser und Vaterland“. Keine Spur einer Diskussion von Ursachen oder Wendepunkten des Krieges. Nichts erfahren wir aus diesen Quellen vom Scheitern des Unternehmens nach dem Schlieffenplan oder dem Übergang zu den Materialschlachten. Zu fragen wäre: was wussten die nicht direkt an den großen Schlachten in der Normandie, um Verdun, an der Somme, am Hartmannsweilerkopf Beteiligten vom Verlauf des Krieges, vom Eintritt der USA 1915 in den Krieg, von der Oktoberrevolution in St. Petersburg und Moskau, von den 14 Punkten Präsident Wilsons zur Friedensordnung der Welt, vom Frieden von Brest-Litowsk? Die Diskussion über Kriegsziele oder Landgewinne ging an den Soldaten anscheinend vorbei. Über Kriegsaussichten, Siegchancen, diplomatische Bemühungen wurde die Bevölkerung nicht informiert, schon gar nicht die Frontsoldaten. Von einer drohenden Niederlage war die längste Zeit keine Rede. Im Gegenteil: Mir als Studenten sagte noch mein Lehrer Emil Oexle, Kriegsteilnehmer des Ersten Weltkrieges, Hindenburg sei zu Pferd an die Front gekommen und habe den Soldaten zugerufen, der Sieg sei sicher. Ganz anders eine Erinnerung, die über meine Mutter an mich kam: Eine Nachbarin sei (wohl im dritten oder vierten Kriegsjahr) unter der Küchentüre gestanden und habe in weinerlichem Ton gesagt: „Es ist einem alles ganz verleidet!“

Um das Ergebnis des Ganzen vorwegzunehmen:
Unternehmer und Unternommene gab es in der Geschichte der Völker und Staaten wohl immer, aber selten kommen Letztere so vernehmlich zu Wort wie in den Briefen und Postkarten der Zivilisten und Soldaten aus Mittelbaden, denn indem diese

Textsorte widerspiegelt, was die sog. Kleinen Leute gesehen haben, dokumentiert sie zugleich, was jene nicht gesehen haben.

Postkarten von 1900 bis 1914

geben die heitere Stimmung der Vorkriegszeit wieder. Sie spiegeln freilich nicht das ganze Leben. Zweifelsfrei bleibt, dass die Menschen einigen Humor hatten und die Gelegenheiten zu fröhlichem Austausch nutzten. Auf kleinen Höfen wurde durchaus Gastlichkeit gepflegt. Man freute sich ganz einfach des Lebens. Mit dieser Fröhlichkeit war es dann auf Jahre hinaus vorbei. Wie etwa die vielen politischen Krisen oder die kriegerischen Reden des Kaisers beispielsweise an Stammtischen aufgenommen wurden: wir wissen es nicht. Erzählt wurde noch meiner Generation, dass ein Kleinwüchsiger in Tränen ausgebrochen war, weil man ihm vor 1914 erklärt hatte, er könne nicht Soldat werden. Aufschlussreich ist dies schon. „Die schimmernde Wehr“ muss für junge Männer eine unwiderstehliche Attraktion gewesen sein.

Lassen wir einige schriftfeste Beispiele folgen.

Anton Läufers Mutter, Maria Anna, erhielt im Mai 1900 eine Karte von einem Gefreiten der Reserve aus Offenburg, namens Volk, der womöglich gar nicht verwandt war. Die drei Minibilder gaben mehr Informationen als der kurze Gruß. Es war Werbung für das schöne Soldatenleben. Das erste Bild ist überschrieben: „Auf dem Marsche“ – man sieht eine Abteilung Soldaten, voraus einer hoch zu Ross, ein Soldat führt das Ross,



Abb. 4: Die „schöne“ Seite des Krieges



Abb. 5: Zweifelhafte Scherze im Soldatenleben

ein Tambour schlägt den Takt. Legende unter dem zweiten Bild: „Von der Heimat“ – ein Paket ist angekommen. Ersichtlich freuen sich vier Soldaten darüber. Fröhliche Stimmung herrscht. Das dritte Bild: „Am Geburtstag Sr. Majestät“ – Soldaten bei einer Schüssel voll Knödel. Alle mit fröhlichem Gesicht. Unausgesprochener Bildsinn: Wie schön, Soldat zu sein!

Von einem „Musketier“ namens Kienzler erhielt Anton Läufer, datiert vom 18. Oktober 1904, eine Juxkarte aus „Konzanz“ (sic). Überschriften: „Das militärische Wecken“. Die erste der beiden zugehörigen Abbildungen zeigt einen jungen, schlafenden Soldaten, neben ihm steht ein anderer behelmter und sogar mit Orden geschmückter älterer Soldat. Beischrift: „Bitte wollen Sie nicht aufstehen, junger Herr?“ Die zweite Abbildung zeigt, wie der behelmte Soldat dem Schlafenden einen Eimer Wasser ins Gesicht schüttet. Beischrift, einigermaßen lapidar: „In Wirklichkeit“.

Um alles andere als Militärisches geht es bei den nächsten Karten.

- Am 16. August 1903 sandte A.(dolf) Kränzler (Drehschleimer) in Baisingen an Anton Läufer: einen Reim: „Wie disponiert so geschehen, lebe wohl auf Wiedersehn!“
- Ein lebensfroher Mensch (Mann oder Frau?) wollte von Samstag (12. Juli 1905) bis Mittwoch bei Anton Läufer bleiben. „Es wäre mir sehr angenehm, wenn wir zu irgendeiner Tanzbelustigung Gelegenheit hätten.“
- „Aus dem schönen Basel“ erhielt er am 1. Juli 1912 von einem „Kollegen“ einen Gruß – die letzte erhaltene Ansichtskarte vor dem Ersten Weltkrieg.



Abb. 6: Albert Läufer
(Bruder von Anton
Läufer)

Kriegsausbruch bis zum Einrücken von Anton Läufer (1.8.1914 – 1.1.1917)

Sehr viel zahlreicher sind die Mitteilungen an Anton Läufer vor allem von nahen Verwandten 1914 bis 1916, und schließlich, als auch der Empfänger zum Kriegsdienst eingezogen wurde, der intensive Schriftwechsel von 1917 und 1918 zwischen ihm und seiner Familie, Schwägern und Freunden.

Indessen fehlen Briefe aus den ersten Kriegstagen, sodass Fragen wie diese unbeantwortet bleiben müssen: War man auf den Krieg eingestellt? Lag für die Menschen Krieg in der Luft? Waren die politischen Spannungen das Thema? Politisierten die Leute? Wie aufgeschreckt die ländliche Bevölkerung durch die Kriegserklärung war, welche Veränderungen der Krieg sofort nach sich zog, wie zu Beginn des Krieges der Familie zu Hause die eingezogenen Männer fehlten – mitten in der Erntezeit! Davon erfahren wir nichts.

Ob am 1. August 1914 das Entsetzen oder der Jubel überwog oder sich beide die Waage hielten? Denkbar ist alles. Wir halten es kaum für möglich, was wir in ersten Stellungnahmen zum Kriegsausbruch auf den zwei Postkarten vom 23. August und 8. September 1914 von Albert Läufer, dem Professor und Mitglied des Marianistenordens in Freistadt (Oberösterreich), an seinen Bruder Anton lesen. (Weil der Orden durch die Kulturkampfgesetze im Deutschen Reich verboten war, konnte er bis zum Ende des Ersten Weltkrieges hier keine Niederlassung gründen.) Sie geben höchst anschaulich den Patriotismus jener Tage wieder, wie er ihn dort erlebte. Eine erste große Schlacht in Lothringen (er nannte die Stadt Metz) war geschlagen. „Das deutsche Volk war nie größer wie in diesen Tagen“ (23.8.). Allem Anschein nach gefiel ihm ein Anschlag an einer Wachtube in Passau: „Hier werden noch Kriegserklärungen angenommen.“ Bewunderung äußerte er für einen Jungen in seiner Schule aus dem Elztal, der drei Brüder im Feld hatte. Auf die Frage Albert Läubers, ob er sich nicht um sie ängstige, antwortete dieser: „Nein, fangen lassen sie sich nicht, und wenn sie sterben, sterben sie fürs Vaterland und für eine gerechte Sache. Werden sie aber verwundet, so sind die Wunden Ehrenzeichen fürs ganze zuk(ünftige) Leben. Ja mit einem solchen Volk, in dem die Jugend schon so empfindet, haben Franzosen, Engländer und Russen nicht gerechnet.“ Albert Läufer setzte auch auf das Urteil eines Professors aus Freistadt, der während der Mobilmachung in London war und gemeint hatte, die militärischen Kräfte vergleichen zu können: Er gewann die Überzeugung, „[...] es sei ganz sicher, dass Deutschland zu Land und zu

Wasser siege“. Aber auch sorgenvolle Worte um die Zukunft klingen durch: „Gott gebe, dass das Recht in diesem Riesenkampfe siege.“ Zwei Wochen später wusste er, „dass die deutschen Armeen vor Paris standen und dort bald ihren Einzug halten werden [...] Sollte das Vaterland auch Anton rufen, so möge er mit dem eisernen Kreuze zurückkommen.“ Zu großen Hoffnungen berechtigte, dass drei große englische Schiffe sang- und klanglos versenkt wurden [...] „Recht so“. „Das neidige England soll nur recht empfindlich die deutsche Faust fühlen.“ (Es handelte sich um die tollkühne Tat des U-Boot-Kommandanten Otto Weddigen – tollkühn, aber eben nicht kriegsentscheidend). In Freistadt war die Stimmung der Schüler eindeutig: „Am liebsten nähmen sie Säbel und Flinte.“ Den bedrängten Bauersfamilien in ihrer Umgebung halfen die Ordensmitglieder bei der Getreideernte. Albert selbst hatte davon an jeder Hand vier große Blasen. Im April 1915 wurde er für kriegstauglich befunden, im November zum Korporal befördert. Er hielt es zunächst für einen Witz, weil er so etwas sich selbst nie zugeτραut hätte.

Unbesorgt saß am 30. Dezember 1914 eine Runde „am vollbesetzten Biertisch“ in Wolfisheim (Stadtteil von Straßburg) und schrieb Anton Läufer einen Glückwunsch zum Neujahr, unterschrieben von I. (Joseph?) Schoch, einem in der Verwandtschaft nicht bekannten Mann.

Was Anton Läufer widerfahren konnte, würde er einmal einrücken müssen, erfuhr er von vier Schwägern und von weiteren nahen Verwandten. Uns bleibt überlassen nachzuempfinden, welche Gefühle jede diese Karten bei den Empfängern ausgelöst hat, einerseits ein Glücksgefühl, dass Anton Läufer bisher verschont geblieben war, andererseits werden sie mit



Abb. 7: Propaganda:
So kämpfen tapfere
Soldaten



Abb. 8: Amalia und Emil Dotter

denen „draußen“ darunter gelitten haben, ja dass das alles und vielleicht noch viel Schlimmeres auf ihn zukommen könnte.

Schwager Emil Dotter, Ehemann der Schwester seiner Frau Amalia in Vöhrenbach, schrieb ihm am 12. Februar 1915 aus Frankreich von tagelangem Aufenthalt im Schützengraben, nächtlichem Wachestehen, je drei Stunden im Wechsel.

Vor zwei Tagen machten die Franzosen einen Artillerieangriff: „[...] es war ein furchtbares Surren, Blitzen und Krachen, Eisenstücke und Erde flogen in die Luft, Feuer fuhr auf dem Boden herum“, aber es gab keine deutschen Verluste, obwohl die Franzosen einen Haufen Granaten verschossen. Schutz fanden sie in einer Grube, „wie Heringe in der Büchse in feuchter Erde“, ohne je warmes Essen zu erhalten. Dennoch verloren sie den Humor nicht oder, wie der Kartenschreiber selbst es ausdrückt, machten sie ihre Sprüche. Am 16. Juni schrieb Emil Dotter von Todesopfern. Im Augenblick (am 23. Juni 1915) war er in der „Armeereserve“, außer Gefahr. „Aber wir sind im Krieg und können jederzeit vor müssen.“

Der hier an zweiter Stelle anzuführende Schwager Oskar Hummel, Ehemann der Schwester Antons, Berta, in Schönwald, berichtete am 20. März 1915 „im Schützengraben“ aus Russland von Frost und Schneefall (den Ort nannte er wohl auf höheres Geheiß hin nicht, genaue Ortsangaben mussten in aller Regel unterbleiben, um den Feind nicht auf Fährten zu locken) und von Strapazen bei der Verfolgung von Russen am 20. Mai 1915. „Wenn es nur einmal Frieden würde.“ Er schrieb häufiger als alle anderen von seiner Sehnsucht nach Frieden. Bescheiden bat er seinen Schwager, seiner Frau in Schönwald beim Heuen etwas zu helfen. (Er wusste von dessen eigener schwerer Arbeit und dem weiten Weg zu Fuß von Gremmlsbach nach Schönwald). Bis zum 2. Juni 1915 hatte er auf ein baldiges Kriegsende gehofft, jetzt wandte sich „Italien gegen uns, das wird die Sache in die Länge ziehen“ (23. Mai 1915). Voll Sorge schrieb seine Tochter Anna an ihren Cousin Anton Läufer, ihr Vater sei verwundet, „aber wir wissen nicht, wo er ist“. Erst am 12. September 1915 schrieb er selbst wieder, jetzt an Maria Anna Läufer, seine Schwiegermutter, aus Bad Ems, die Besserung schreite langsam voran und er komme vom nächsten Dienstag für acht Tage in Urlaub. Welcher Art die Verwundung war, erfahren wir nicht. Am 2. Dezember 1915 schrieb er im Lazarett (im Vereinshaus) in Triberg dem Schwager Anton



Abb. 9:
Oskar Hummel



Abb. 10: Auch Flüsse sind für unsere Soldaten kein unüberwindbares Hindernis

in Gremmelsbach eine Karte. Auf der Rückseite als Erinnerung das Bild zweier erschöpfter deutscher Soldaten in Russland. Später war er wieder in Frankreich. Wann und in welchem Zustand er nach Hause kam, wissen wir nicht.

Auch der an dritter Stelle zu nennende Schwager, Musketier Eduard Schoch aus Nussbach, Bruder von Anton Läufers Frau Maria, kannte die Feindberührung. Ihn verschlug es in einem schwindelerregenden Hin und Her an verschiedene Orte innerhalb des Reichs. Von strenger Arbeit und Fliegern über der Landschaft schrieb er an Anton Läufer aus Heitersheim (2. Mai 1915), von strengem Exerzieren und Ablegung des Fahneneides. Bis zum 4. Oktober 1915 hatte er an der Westfront gesehen, dass hier viele Jahre nichts mehr wachsen konnte, von der Landwirtschaft ganz zu schweigen. Seine Ortsangabe: „Schützengraben“. Am 2. Oktober 1915 war sein Aufenthaltsort „Frankreich“. Am 16. August 1916 kam er, wie wir erst jetzt erfahren, wieder nach Kattowitz, wo er feststellen musste, dass vom Krankensaal viele Soldaten in die Garnison verlegt wurden. Am 2. September 1916 wurde er ebenfalls dorthin verlegt. In Schmalkalden scheint er mehrere Wochen in einer Genesungskompanie gewesen zu sein. Am 15. November 1916 kam wieder Post von ihm „aus dem Westen“. Am 11. Januar 1917 schrieb er aus Saargemünd, dass er neuerlich nach Schmalkalden in Thüringen in ein Ersatzbataillon abgestellt werde. Am 13. Januar war er dort, wurde am 15. dem Heeresarzt vorgestellt, am 16. Januar untersucht und bekam gleich einen Urlaub von zehn Tagen bewilligt. Am 5. April 1917 lag er wieder „im Felde“, durfte aber nicht schreiben wo. Am 14. Mai 1918 schrieb er aus Montenigen, einem Ortsteil von Straßburg, die Wunde (wo er sie erlitt, erfahren wir



Abb. 11: Eduard Schoch



Abb. 12: Georg Bertsch, mit Frau Josephine und Söhnen Albert (l.) und Eugen

nicht) sei seit 14 Tagen geheilt, er müsse noch ein wenig „markieren“, was wohl heißt, sich kränker stellen, als er in Wirklichkeit war. Wie sehr ihm der Krieg verleidet war, ersehen wir aus dem gleichen Brief: „Wenn nur der furchtbare Krieg mal ein Ende hätte, das ist doch ein Jammer und Elend.“ Seine Sorge galt den Angehörigen zu Hause. Keiner drängt seine Verwandten so oft und eindringlich wie er, sie mögen ihm doch schreiben, wie es ihnen gehe.

Von Georg Bertsch, seinem in Nußbach mit Josephine, Antons Schwester, verheirateten Schwager, hier an vierter Stelle genannt, sind kaum aufschlussreiche Nachrichten erhalten. Die wenigen aufbewahrten Karten enthalten Glückwünsche und die Bitte um mehr Post aus der Heimat. Aus Lahr schrieb er am 26. September 1915 von strengem Dienst, aber „zum Mitmachen“. Eine Nachtübung lag hinter ihm, „aber es war auch schön“. Ob er damit den Marsch von 20 km Länge mit gepacktem Tornister meinte, ist nicht zweifelsfrei zu erkennen. Kalt war es in Frankreich am 20. März 1916. Nur mündlich überliefert ist, dass er tagelang in kaltem Wasser stehen musste, davon mit schwerem Leiden nach Hause kam und den Krieg nicht lange überlebte.

Anton Läufers Nachbar, Alois Hettich, daheim auf dem Kreuzbauernhof, beschrieb am 8. Mai 1915 eine außergewöhnlich dramatische Situation in „Rußland im Schützengraben“. „Letzten Sonntag, 2. Mai, hatten wir Feuertag (eine Anspielung worauf?), aber nicht wie in unserer lieben Heimat, wir standen im Kampfe, stürmten einen Schützengraben und schlugen den Feind siegreich zurück. Unsere Komp(anie) litt darunter am meisten, da wir in erster Linie waren, ich hätte nicht geglaubt,

dass ich meinen Lieben noch einmal schreiben könnte. Denn es ist fast unglaublich, aus solchen Feuerregen gesund davonzukommen. Gott der Allmächtige hat mich beschützt und wird, wie ich hoffe, auch fernerhin helfen.“

Briefe von und an Anton Läufer nach dem 1. Januar 1917 in Köln und an der Westfront

Alle die folgenden Äußerungen, sämtlich Feldpostkarten, unterscheiden sich von den vorausgehenden dadurch, dass Anton Läufer um den 1. Januar 1917 einberufen wurde.

Der späte Termin hatte seinen Grund in einer Bindegewebsschwäche (Krampfadern), weswegen er einer „Festungsfernsprechabteilung“ – die Dienststelle, offensichtlich auch für die Telegraphisten zuständig, hieß wirklich so – in Köln zugewiesen wurde. Kanonendonner hat er dort nicht gehört. Geradezu eine Familienidylle gibt der erste Brief vom 6. Januar 1917 von Anastasia (genannt „Stasi“) Kammerer, seiner Verwandten, wieder, die auf dem Hof einen Besuch machte. Sie traf seine Ehefrau Maria an diesem Tag „heiter“ an, dagegen war die Großmutter, Maria Anna, „ganz betrübt gewesen und hat gleich geweint, als ich kam, das kann die Großmutter fast nicht fassen, als ihr lieber Sohn hat fort müssen, aber sie muss sich halt jetzt drein schicken“. Die Stimmung konnte nur der kleine vierjährige Albert, Antons Sohn, auf seine Weise aufhellen. Als er loslegte, musste die Besucherin hell auflachen, er habe ihr das Messer schleifen wollen, es habe aber ausgesehen wie eine Säge. Mit Scherzen aus Kindermund unterhielt er sie den ganzen Nachmittag, indessen Maria und Stasi für Anton ein Paket schnürten (von dessen Inhalt wurden Tabak und Zigarren erwähnt). Als Stasi ging, bat sie der Kleine, sie solle dem Vater schreiben, er schleife jetzt die Messer. Im Brief vom 30. Januar von German Kammerer (jüngerer Bruder von Maria) erfuhr Anton, dass drei Pakete von 13 und je 10 Pfund Gewicht unterwegs seien. Er ging auf Einzelheiten in der Heimat ein, für uns ein Beispiel, wie abhängig die Menschen von der Natur waren. Sie, wahrscheinlich Maria und German, zogen einen Karren mit Korn in die Mühle (gemahlen wurde noch lange – viele Jahrzehnte – in der „Kuchenmühle“ in Langenschiltach), doch Müller „Xander“, so sein Rufname, konnte nicht mahlen, weil das Wasser gefroren war. Im Keller, vermutlich auf dem Schafberg, war das Sauerkraut gefroren, „die Frau“ taute es mit dem Bügeleisen auf, weshalb Äpfel nach Köln zu schicken keinen Sinn habe, sie würden unterwegs durch den Frost verdorben. Auch von sonstigem Dorf- und Hofgeschehen berichtete German Kammerer. Im

Gasthaus „Rössle“ wurde Kaisers Geburtstag gefeiert (27. Januar), aber ohne Maria und German; einen Zeitungsbericht darüber würden sie ihm schicken. Von Anton wollte German wissen, wie viele Tote es bei einer Explosion in einer Geschosfabrik (in Köln?) gegeben habe. „Wenn Maria vom Hunger bei Anton erfährt, weint sie wieder“. Sie war krank („Halsweh“), jetzt sei sie „soweit gesund.“ Überhaupt war dieser German ein wichtiger Informant für den Hausherrn in der Ferne. Ausführlicher noch als die seiner Frau waren seine Angaben. Auf dem eigenen Anwesen musste das Leben weitergehen, und nichts wurde sehnlicher erwartet als gute Nachrichten von zu Hause. Da war alles von Bedeutung, auch Vorgänge im Stall. Am 13. Februar 1917 brachte die Kuh Lena ein schönes Kuhkalb auf die Welt. Fremde Geburtshelfer brauchten sie dazu nicht. Im Februar war auf dem Hof ein Farren so weit gediehen, dass er an seinen endgültigen Standort verkauft werden konnte. Nach der tierärztlichen Untersuchung sollte er auf dem Wolfsbauernhof in Schonach stationiert werden. – Selbst das Wetter musste erwähnt werden. Schön war es gerade in diesen Tagen, der Schnee war freilich noch nicht überall abgetaut, die Arbeit draußen nicht möglich, deshalb war für German Holzspalten angesagt. Für Anton klang das alles gewiss beruhigend. Auch der Ortspfarrer, Franz Joseph Vögtle, schickte ihm ein Päckchen mit einer „Kleinigkeit“ und empfahl ihm, so das Begleitschreiben weiter, wenn er Zeit habe, in Köln die Kirchen zu besichtigen und den Zoologischen Garten. Ebenso sandte ihm aus Gremmelsbach Hauptlehrer Ferdinand Hammer einen Kartengruß.

Weitere Karten bekam Anton von mehreren Verwandten und Bekannten, von Christain Fleig in Langenschiltach, dem er mehrfach im Heuet beim Mähen ausgeholfen hatte. Eine Karte schickte ihm auch Nachbar Johann Haas (Oberschafberg). Auf einer seiner Karten berichtete Anton, dass in der gleichen Kompanie ein zweiter Gremmelsbacher, Wendelin Fehrenbach/Althornberg, Dienst tat, der damals schwer erkrankt war (13. Februar 1917). Anton hatte, wie er schrieb, mit dem Kranken viel Arbeit. Auf einer Postkarte mit einem Gruppenfoto mehrerer Soldaten vom 8. März 1917, unter ihnen die beiden Gremmelsbacher, machte Wendelin Fehrenbach einen angegriffenen Eindruck.

Die erhaltene rege Korrespondenz Antons, auch mit uns völlig unbekanntem Personen, illustriert die vielfältigen engen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Bindungen, manchmal war's nur ein Glückwunsch zum Namenstag oder zum Neujahr. Fast alle Karten an seine Frau, gelegentlich adressierte er sie an die „Unterschafbergbäuerin“, danken für Pakete

mit Brot, Speck und Butter oder bitten um weitere derartige Sendungen. Der Hunger war ersichtlich sein allgegenwärtiger Begleiter. Jede Woche ein Laib Brot, sogar das hätte kaum ausgereicht.

Dank und Bitte um Brot sind neben den Wünschen nach Urlaub, baldigem Frieden und gesunder Heimkehr auffällige Konstanten im gesamten Schriftwechsel. Man sieht: Leben wurde je länger je mehr zum schieren Überleben. Umso weniger verwundert, dass der Horizont dieser Menschen, was Krieg und Weltpolitik betraf, war, wie er war.

Front und Heimat

Soweit Kartengrüße dies ausdrücken können: dreimal wird der Familiensinn in den Worten Anton Läufers besonders deutlich. Am 26. Dezember 1917 sandte er seiner Mutter Maria Anna eine Neujahrskarte mit Glückwünschen für Gesundheit und Wohlergehen. Wörtlich: „[...] dass Ihr Euch noch viele Jahre des Friedens erfreuen könnt im Kreise Eurer Kinder und Enkel. Dies wünscht Euch Euer dankbarer Sohn Anton“.

Auch an seine Kinder, die „Geschwister Berta und Albert“ (7. April 1917) adressierte er eigens Briefe. Sie sollen Mutter, Großmutter und German „folgen“ (gehorschen). An Berta: „Sende dir ein Kärtchen aus Frankreich. Sei brav und fleißig, dass die Mutter viel Freude mit dir erlebt“ (5. Februar 1918). Ein nur an Albert adressierter Brief (datiert vom 6. September 1918): „Mein lieber Sohn Albert, sende Dir ein Kärtchen aus Frankreich. Bleibe recht brav. Es geht nicht mehr so lange, dann komme ich.“

Nichten und Neffen

Bewegend sind auch die Grüße und Wünsche von Nichten und Neffen an den Soldaten. Die Kinder von Antons Schwester Theresia (verheiratet mit Johann Volk, sog. „Hinterofenmaurer“ nach dem Gewann) Oskar, Alfred und Hilda schickten ihm Karten. Von Alfred erfuhr Anton Läufer am 15. Januar 1917, dass es bei ihnen zu Hause viel Schnee habe, Oskar fügte auf gesonderter Karte zu den Glückwünschen zum Namenstag den Wunsch nach baldiger Heimkehr hinzu. Nichte Anna Volk, Tochter von Antons Halbschwester Maria, Ehefrau von „Bahnwart“ Salomon Volk an der Blockstelle Gremmelsbach, schrieb ausführlicher, dass es Ende Januar 1917 schrecklich kalt sei: „[...] man muss nur immer an die armen Soldaten denken, wie es diesen immer gehen wird bei dieser Kälte“. Von ihr erfahren

wir auch, dass Anton Läufer, wie er sich ausdrückte, „fleißig lernen“ müsse – der einzige Hinweis darauf, dass der Soldat in der Telegraphistenabteilung auch selbst zu telegraphieren hatte. „Gut, dass Du ein gutes Gedächtnis hast.“ Erzählt hat er später nie davon. Sein Aufenthalt im sicheren Köln dauerte nicht bis zum Ende des Krieges. Am 5. Februar 1918 schrieb Anton Läufer seiner Frau ein Kärtchen aus Brüssel, wo er jetzt schon zum dritten Mal sei. Am 27. Februar schrieb er an German, ebenfalls „aus Belgiens Hauptstadt“. Tochter Berta und Sohn Albert schrieb er am 6. September je ein Kärtchen „aus Frankreich“, allerdings ohne jeden Hinweis, dass er jetzt auch den Gefahren des Krieges ausgesetzt war. In den letzten Kriegsmonaten muss er an die Front gekommen sein. Denn aus Erzählungen meiner Mutter, dem ältesten seiner Kinder, weiß ich, dass er mit einer (geheilten?) Verwundung an einer Hand nach Hause kam, für die er auch zunächst eine freilich geringe Rente bezog. Bald aber musste er zur Kenntnis nehmen, er werde sich in der Zwischenzeit an die Behinderung gewöhnt haben, sodass die weitere Rentenzahlung eingestellt werde. Von ihm selbst habe ich nie davon gehört, auch beim Arbeiten zeigte er sich keineswegs behindert. Er konnte die Axt führen, Bäume fällen, den Heuwagen laden, schwere Arbeiten waren für ihn, der mit Riesenkräften ausgestattet war, etwas völlig Normales. Auch über Schmerzen klagte er nie.

Die illustrierten Feldpostkarten

Es erstaunt nicht, dass auch Feldpostkarten, soweit sie illustriert waren, martialische Motive aufweisen. Erstaunlich wäre das Gegenteil. Eine Karte aus dem zweiten Kriegsjahr, abge-



Abb. 13: Suggestion:
Deutsche Truppen
sind unüberwindbar



Abb. 14: Solche Bilder sah man gern: Diese Waffen fehlen jetzt dem Feind



Abb. 15: Ein „schönes“ Bild: die „schimmernde Wehr“



Abb. 16: „Gloria, Victoria ...“: Wer wollte mit solchen Bildern am Sieg zweifeln?

stempelt in Konstanz, zeigt eine Gruppe Soldaten, dazu folgende Frage (28. März 1915): „Triffst Dich diese Karte wohl noch im Zivilleide oder hast auch Du die Ehre, jetzt des Kaisers Rock tragen zu dürfen?“ So die erheiternde Frage eines Musketiers namens Läufer an den gleichnamigen Empfänger. Weitere illustrierte Postkarten des fraglichen Bestandes präsentieren Truppen im Angriff, Fußtruppen und Berittene im Angriff, Soldaten im Nahkampf, „Vernichtung der russ. Armee unter Hindenburg“, eine zerschossene Kirche, eine gesprengte Windmühle, ein ruiniertes Dorf, eine Schiffbrücke, „Des Königs Grenadiere“, „Dragoner in der Schlacht an der Marne“, Flugzeuge über dem Argonner Wald, erbeutete französische Kanonen akkurat in drei Reihen aufgestellt – natürlich alles im Dienst der Kriegspropaganda, die so zu tapferen Taten anspornen wollte. Jedenfalls sandten die Frontsoldaten nur Postkarten mit Bildern von Kämpfen und Zerstörungen in die Heimat. Auffallend ist, dass Bilder von Kämpfen und Zerstörungen nur von Soldaten an der Front in die Heimat geschickt wurden, wahrscheinlich, weil sie keine anderen zur Verfügung hatten. Die Sammlung enthält auch viele Ansichten von Städten in tiefem Frieden (Köln, Metz, Brüssel, Reims, Kattowitz). Eine „schöne“ Karte (nach damaligem Geschmack) kam aus Karlsruhe, die Schlosswache in Gala-Uniform mit Gewehr und Pickelhelm, das Schloss im Hintergrund. Unmissverständlich sind die Parolen: „Gloria, Victoria, mit Herz und Hand für's Vaterland“ oder „Helft uns siegen! zeichnet Kriegsanleihe“, mit dem Bild eines Soldaten, dessen Gesicht von Strapazen gezeichnet ist. Auch an die Werke von Ernst Moritz Arndt, dem Dichter aus der Zeit der Freiheitskriege gegen Napoleon, erinnerte man sich. Wörtlich zitiert werden Phrasen wie, was „des Deutschen Vaterland“ sei. Hier sind es die vier „Helden“ wie „deutsche Freiheit, deutscher (!) Gott, deutsches Herz und deutscher Stahl“. Eine Karte aus Österreich mit dem Bild der beiden Kaiser Franz Joseph und Wilhelm II. schickte der Marianist Albert Läufer seiner Mutter. Die Karte sollte wohl die sog. „Nibelungentreue“ symbolisieren.

Unverhofftes Wiedersehen

Zum Schluss ein Bericht über ein Vorkommnis, das – geradezu anekdotenhaft verdichtet – die „Lebenswelt“ der Schreiber und Empfänger jener Briefschaften und Postkarten illustriert, von denen immer wieder die Rede gewesen war. Als der Waffenstillstand 1918 ausgerufen wurde, so erzählte mir der Kriegsteilnehmer Bernhard Kienzler, langjähriger Briefträger in



Abb. 17: Kriegentscheidende Wirkung konnten solche Flugzeuge nicht haben



Abb. 18: Ob dieses Bild in der Heimat nicht eher Grauen als Begeisterung auslöste?

Abb. 19: „Mit Gott für Kaiser und Vaterland“. Die beiden Repräsentanten der Monarchien: Wilhelm II. dankte am 8. November 1918 ab. Franz Joseph starb am 21. November 1916.





Abb. 20: Anton und Maria Läufer im Alter

Gremmelsbach, „da haben wir gejohlt“. Anton Läufer war im November 1918 unmittelbar davor im Urlaub. Der Termin seiner Abreise ist nicht mehr in Erinnerung. Meine Mutter, damals sechs Jahre alt, erzählte noch, wie sie dem Vater immer ein letztes Mal winkten, wenn er an „Hilsers Berg“ hinaufstieg, auf dem Weg über den Hohnen zum Bahnhof in Triberg. Als er dieses Mal dort ankam, erfuhr er: „Der Krieg ist aus“, er könne wieder nach Hause gehen. German, der „Knecht“, begegnete ihm irgendwo in der Nähe des Hofes, und sie machten aus dem unverhofften Wiedersehen einen besonderen Spaß. German erklärte der Maria, da draußen stehe einer, der unbedingt ins Haus hereinwolle, es sei ihm nicht möglich, ihn abzuwimmeln. Das werde sie schon besorgen. Doch die Freude war groß, als sie in diesem hartnäckigen Eindringling ihren Mann erkannte. Das Leben konnte weitergehen, die drückende Sorge um Leib und Leben war vorbei, der Himmel wurde wieder hell. Anton war von Neuem Bauer und Holzhauer. Der Familie wurden noch zwei Söhne geschenkt. Trotz höchst beschränkter Eigenmittel besaß Anton Läufer die Kühnheit, im Untertal ein Haus zu kaufen, das des Verfassers „Heimat“ wurde.